

"Wer sagt denn, wer von uns die beste Feministin ist?" : ein Podiumsgespräch

Autor(en): **Spieler, Michele / Klinger, Cornelia / Kaufmann, Claudia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen**

Band (Jahr): **21 (1995)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-361876>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Wer sagt denn, wer von uns die beste Feministin ist?»

Ein Podiumsgespräch

Anschliessend an das Referat von Claudia Kaufmann fand eine Podiumsdiskussion statt, die sich rasch auch für Voten aus dem Publikum öffnete. Neben den beiden Referentinnen, Claudia Kaufmann und Cornelia Klinger, nahmen die Schriftstellerin Ruth Schweikert und die UFF-Politikerin und EMI-Sekretärin Michèle Spieler Platz.

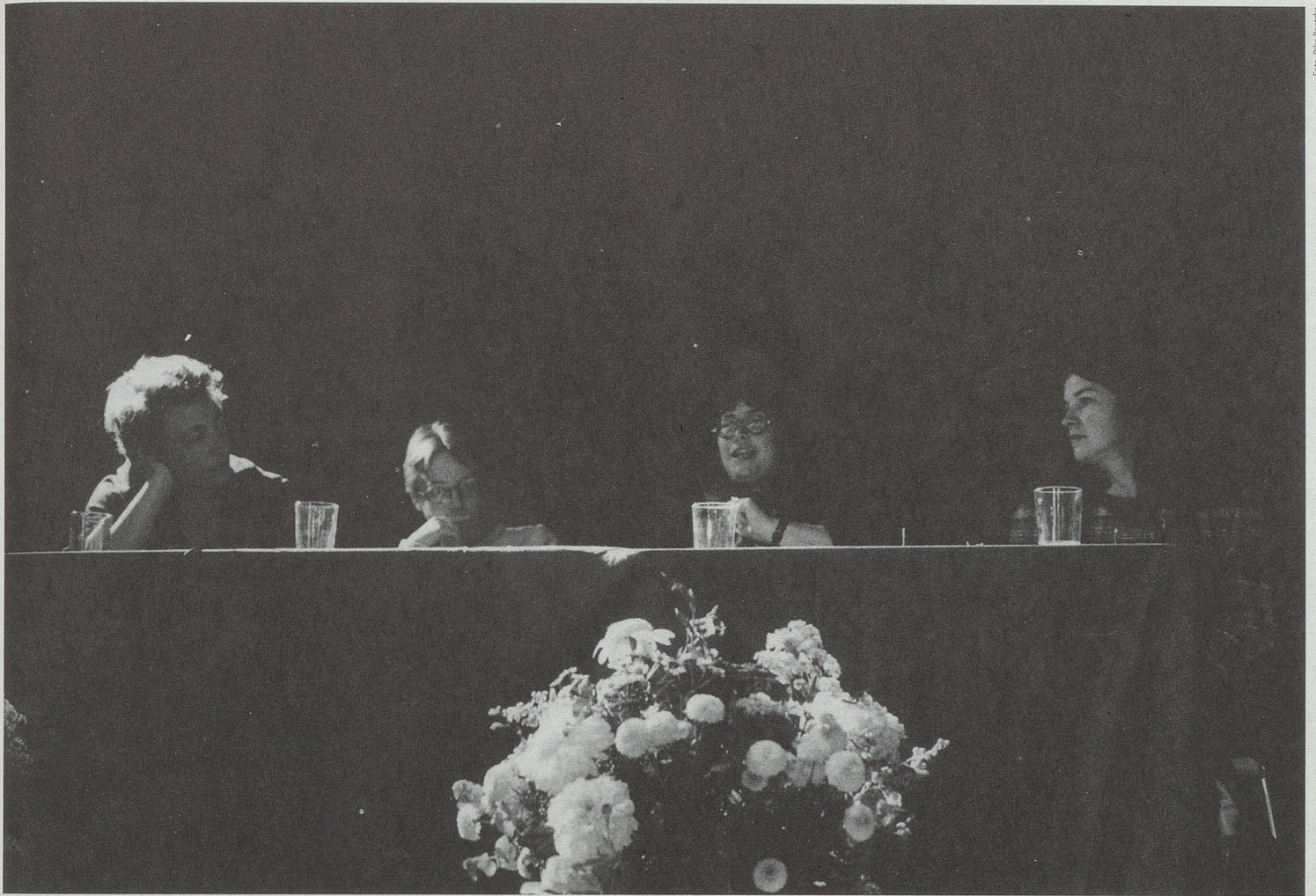
MICHELE SPIELER: Zwischen dem theoretischen Öffentlichkeitsbegriff, wie er von Cornelia Klinger entwickelt wurde, und Claudia Kaufmanns Thesen aus der Praxis scheinen mir Welten zu liegen. Dabei ist mir aufgefallen, dass Claudia, wenn sie von Öffentlichkeit sprach, in der Regel Medien-Öffentlichkeit meinte. Ich frage mich, ob wir auf der Suche nach den Möglichkeiten feministischer Öffentlichkeit nicht Gefahr laufen, uns zu stark auf Medien-Öffentlichkeit zu konzentrieren und dabei andere Formen von Öffentlichkeit zu vergessen.

CORNELIA KLINGER: Es gibt tatsächlich Unterschiede zwischen dem theoretischen und dem praktischen Öffentlichkeitsbegriff. Andererseits haben die Probleme, die Claudia in ihrem Referat beschrieben hat, ihre Wurzeln in einer sehr langen Tradition des Ausschlusses von Frauen aus der Öffentlichkeit. Claudia hat das Wort «Verbandsarbeit» gebraucht. Dieses Wort klingt im Kontext von feministischer Öffentlichkeit beinahe exotisch. Das Problem, das Frauen mit einer patriarchal strukturier-

ten Öffentlichkeit haben, liegt auch darin, dass es gerade keine intermediären Strukturen und keine über längere Zeiträume hin strukturierte Verbandsarbeit von Frauen gibt. Die Nachteile dieser Strukturlosigkeit spüren wir, sobald wir als verschwommenes feministisches Feld, in dem es keine Parteien und keine Verbände gibt, mit der patriarchalen Öffentlichkeit konfrontiert werden. Dazu kommt, dass zwischen den verschiedenen Frauenbewegungen immer wieder Generationenbrüche auftreten. Ich habe gestern abend gehört, dass es auch in der Ofra einen – nicht Generationenkonflikt, das wäre ja noch eine Form von Kooperation, aber doch eine Generationenlücke gibt. Frauen scheinen wenig Neigung zu haben, miteinander Bünde zu gründen. Bünde sind etwas spezifisch Männliches. Ich will nicht sagen, dass Frauen es darin den Männern gleichtun sollen, aber das weitgehende Fehlen von Formen weiblicher Bündnisse erzeugt doch ein Problem. Noch etwas zum Zitat am Schluss des Referats von Claudia: «Selbstlosigkeit überwinden» und «Selbstfindung fördern» hiess es da. Ich provoziere jetzt mal: Ich frage mich gelegentlich, ob wir mit Frauenpolitik nicht zu sehr auf das «Selbst» starren. Wir sollten – mit Hannah Arendt gesprochen – unsere Weltlosigkeit überwinden, die diese Einschliessung ins Private bewirkt hat und die Welt finden, statt immer nur uns selber zu suchen.

MICHELE SPIELER: Die fehlende Kontinuität scheint mir ein zentrales Problem feministischer Arbeit zu sein. Oft haben Frauen den Anspruch, alles neu erfinden zu müssen und überall selbst Fachfrauen zu sein. Auch wenn wir uns grundsätzlich gegen die Arbeitsteilung innerhalb der traditionellen Rollenverteilung wehren, so müssen wir doch neue Modelle der Arbeitsteilung finden und uns bereits vorhandene Strukturen zunutze machen.

CLAUDIA KAUFMANN: Unter feministischer Öffentlichkeit verstehe ich stets ein politisches Prinzip, und wenn ich zitiert habe, dass Selbstlosigkeit überwunden werden soll, so stellt sich die Frage, wozu sie überwunden werden soll. Meine Antwort würde dann lauten: um politische Aktion durchführen zu können. Wir sind ja zum Teil sehr stolz auf unser Nicht-eingebunden-Sein in womöglich verhärtete Strukturen. Das Fehlen von Traditionen bedeutet auch, dass wir an nichts anknüpfen können. Gefestigte Strukturen haben eine gewisse Schutzfunktion und verleihen dem eigenen Anliegen nach aussen hin dauerhafte Präsenz. Im Gegensatz dazu sind Frauenbewegungen eher von einem dominanten Innenleben geprägt, und ihr Defizit liegt darin, dieses nach aussen hin sichtbar zu machen. Neu an den heutigen Bündnissen von Frauen scheint mir jedoch, dass sie die Interessen der Frauen wahrnehmen. Gerade diesbezüglich können wir auf keine lange Tradition zurückblicken. Öffentlichkeit wird bei uns sehr häufig über Medien kommuniziert, gerade auch politische



Öffentlichkeit. Wir sollten die Medien nicht überschätzen. Aber ich sehe nicht, wie wir je feministische Öffentlichkeit herstellen können, wenn wir uns nicht auf die Medien einlassen, wenn wir uns nicht auf die offizielle Politik einlassen und wenn wir uns nicht auf die öffent-

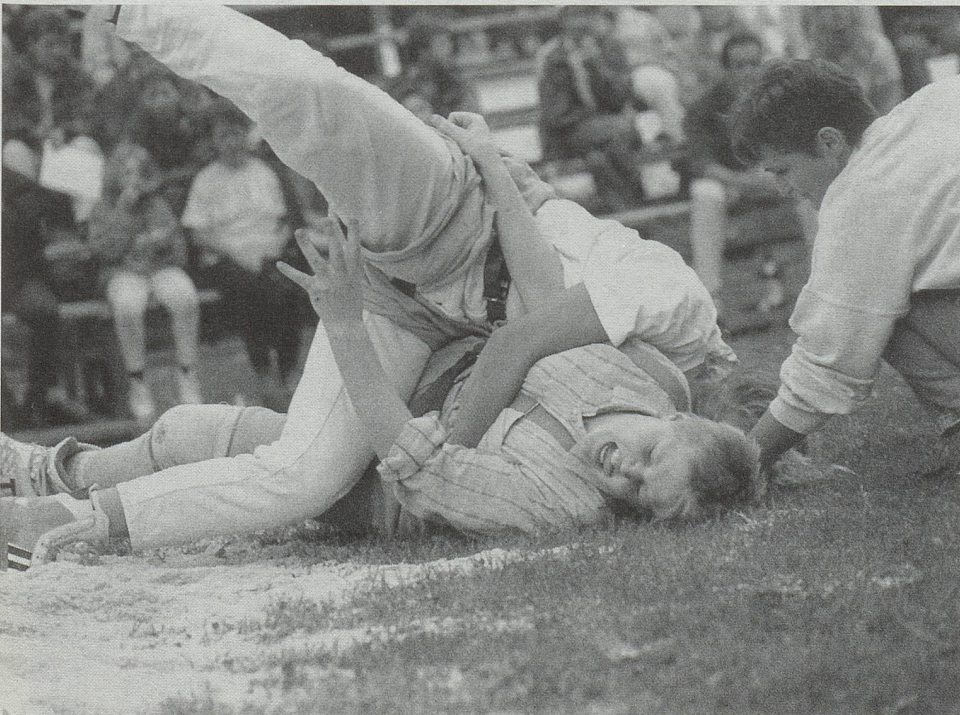
liche Diskussion einlassen. Es ist richtig, dass wir unsere feministische Öffentlichkeit selbst definieren, nicht nur inhaltlich, sondern auch ihre Formen, aber wir müssen uns ebenso mit dem auseinandersetzen, was Männer als re-

Von links nach rechts: Ruth Schweikert, Michèle Spieler, Claudia Kaufmann, Cornelia Klinger.

levante Öffentlichkeit bestimmen. Ansonsten verlieren wir meiner Ansicht nach den politischen Aspekt aus den Augen.

MICHELE SPIELER: Aber zusätzlich zur Medien-Öffentlichkeit müssen wir unsere eigenen Netzwerke nutzen, die zum Teil bis in den privaten Bereich spielen. Die Genfer SP-Frauen haben zum Beispiel vor den National- und StänderätInnenwahlen Treffen nach dem Prinzip der Tupperware-Parties organisiert und waren damit sehr erfolgreich.

PUBLIKUM: Ist es nicht auffällig, dass Gleichstellungsforderungen in der politischen Praxis durchaus thematisiert werden, feministische Anliegen, die über Gleichstellungsforderungen hinausgehen, jedoch stets übergangen werden? Eine Klärung der Begriffe «Gleichstellung» und «Feminismus»



scheint mir wichtig. Als Gleichstellungsbefürworterin will ich im Militär Generalin werden können, als Feministin dekonstruiere ich das Militär als patriarchale Struktur und bin für dessen Abschaffung.

CLAUDIA KAUFMANN: Wenn du sagst, als Gleichstellungsbefürworterin müsstest du auch Generalin werden können, dann gehst du von einem bestimmten Gleichstellungskonzept aus. Wichtig ist doch, wie wir den Begriff der tatsächlichen Gleichstellung füllen.

CORNELIA KLINGER: Ich halte es immerhin für bewiesen, dass es keine wirkliche Gleichstellung ohne Feminismus geben kann. Wir haben faktisch keine Gleichstellung, weil keine Umstrukturierung der patriarchalen Gesellschaft stattgefunden hat. Das kann sich nur ändern, wenn sich die Wirklichkeit im Sinne einer feministischen Revolutionierung – um es einmal vollmundig auszudrücken – verändert. Als die Frauen Bürgerrechte erlangten, zum Beispiel das Wahlrecht, glaubten sie, Gleichstellung sei erreicht. Erst viel später zeigte sich, dass diese Gleichstellung selbst immer eine formale und hohle Sache ist, solange die Wirklichkeit männlich dominiert bleibt, und solange es eine feministische Wirklichkeit in dieser gleichgestellten Weise nicht gibt. Aus diesen Gründen plädiere ich gegen eine zu weit gehende Trennung von «Gleichstellung» und «Feminismus», auch wenn, pragmatisch gesehen, Gleichstellung der erste Schritt ist.

PUBLIKUM: Genau das wird aber im politischen Alltag auseinanderdividiert. Als Gleichstellungsfrau bin ich noch einigermassen akzeptiert, als Feministin werde ich sofort verteufelt. Gleichzeitig wird die Gleichstellung von der offiziellen Gleichstellungspolitik vereinnahmt.

PUBLIKUM: Weshalb erhalten wir für gleichstellungspolitische Inhalte eine ganz andere Öffentlichkeit als für feministische Inhalte? Weshalb werden feministische Inhalte oft nicht öffentlich, weshalb müssen wir unsere feministische Politik als Gleichstellungspolitik verkaufen? Ich befürchte, dass dabei viel an Inhalten verlorengeht.

RUTH SCHWEIKERT: In dieser Spaltung befinde ich mich wahrscheinlich hier auf dem Podium. Zum Thema Öffentlichkeit habe ich nichts als eigene Erfahrungen gemacht, die mich sehr nachdenklich stimmen. Das hat mit meiner Arbeit zu tun, die etwas sehr Privates ist und dann doch an die Öffentlichkeit gelangt. Das ist das Dilemma dieser Arbeit, dass sie an die Öffentlichkeit will, ihre Entstehungsbedingungen jedoch höchst privater Natur sind. Eine Zeitlang habe ich bei Interviews und Gesprächen immer versucht, meine Lebensbedingungen, die zugleich meine Schreibbedingungen sind, öffentlich zu machen. Ich habe dargelegt, dass ich zwei Kinder habe und alleine mit diesen Kindern wohne. Bis ich gemerkt habe, dass diese Information auch gegen mich verwendet wurde. Es hiess, ich würde schreiben, weil ich alleinerziehende Mutter zweier Kinder sei und weil der Leidensdruck in dieser Situation so gross sei. Bei Autoren hingegen wird die Frage nach dem Grund des Schreibens sehr viel seltener gestellt.

PUBLIKUM: Es darf einfach keine Konkurrenz zwischen Gleichstellungsfrauen und Feministinnen bestehen, vielmehr müssen sie sich gegenseitig unterstützen. Als Gleichstellungsfrau geht es mir ebenso um die Veränderung der Welt, auch wenn ich das Wort «feministisch» in einer öffentlichen Debatte vielleicht lieber nicht einsetze.

CLAUDIA KAUFMANN: Es geht hier ja nicht um die Kontroverse Feminismus versus Gleichstellung, sondern um den Einsatz von feministischer Politik oder von Gleichstellungspolitik. Wir spielen mit den unterschiedlichen Formen, und viele Frauen beherrschen dies auf dem öffentlichen Parkett auch sehr gut. Inhaltlich ist für mich feministisches Denken die Voraussetzung für Gleichstellungspolitik. Es ist aber doch interessant zu beobachten, wo wir feministische Politik auch nach aussen tragen und feministische Inhalte als feministische Inhalte einfordern, und wo wir versuchen, uns in die vorgegebene Diskussion einzuklinken, um dort unsere Inhalte festzumachen. Das sind vor allem strategische Überlegungen. Der inhaltliche Verlust wird zur grössten Gefahr, wenn es nicht zur Klärung der Begrifflichkeiten kommt. Wir werden nicht darum herumkommen, die Debatte darüber zu führen, was wir unter Gleichstellung verstehen und was unter Feminismus, und welche Politik, welche qualitativen Aspekte für uns zentral und unverzichtbar sind. Wer sagt denn, wer von uns hier die beste Feministin ist?

PUBLIKUM: Die Definitionsmacht liegt aber nicht bei uns, sondern bei einer Öff-

fentlichkeit, die für die Anliegen feministischer Politik nur schwer zugänglich ist.

CORNELIA KLINGER: Gleichstellung erscheint einer breiten Öffentlichkeit viel akzeptabler als Feminismus. Das hat damit zu tun, dass Gleichstellung immer noch als Angleichung an den Mann verstanden wird. Das ist erstens eine Single-Issue-Politik, in der es nur um die armen, benachteiligten Frauen geht, denen man kompensatorisch etwas gewähren soll/kann/muss, was Männer schon haben. Das verspricht zweitens, dass Gleichstellung – solange sie nicht zu radikal angegangen wird – den Eindruck erzeugt, dass die Männer bleiben können, wo sie sind. Das ist natürlich eine Illusion. Gleichzeitig kann man als Feministin – zum Beispiel in der Position von Claudia Kaufmann – mit dieser Illusion auch subversiv arbeiten. Irgendwann stellt sich aber die Frage: Was ist

denn eine feministische Politik über diese Gleichstellung hinaus? Diese Frage kann aber, weil Frauen nicht miteinander identisch sind, nicht so leicht beantwortet werden. Die Frage nach feministischer Politik als Veränderungspolitik der Gesamtgesellschaft ist problematisch – ich finde das aber nicht negativ, sondern eigentlich ganz spannend.

MICHELE SPIELER: Ich finde es wichtig, dass die Unterschiede zwischen feministischen Anliegen diskutiert und enttabuisiert werden. Wir sollten Allianzen schliessen, im Bewusstsein, dass Differenzen vorhanden sind.

PUBLIKUM: Wie sehen Eure Bündnisvisionen aus?

CLAUDIA KAUFMANN: Mir scheint es weniger darum zu gehen, neue Bündnisse zu schliessen, als bestehende Bündnisse einzusetzen: Frauen-Bünd-

nisse, gemischte Bündnisse mit Männern, die ähnliche oder dieselben Anliegen verfolgen. Bei allen kritischen Analysen und Definitionen müssen wir nämlich aufpassen, dass uns die Politik nicht davonläuft.

CORNELIA KLINGER: Wir können nicht so tun, als sei jetzt die Stunde Null und als wäre ab jetzt Bündnispolitik zu betreiben. Wir müssen uns der Bündnisse und auch der Geschichte der Frauenbewegungen stärker bewusst werden. Das heisst, die Verbindung nach hinten suchen, zu alten Frauen und auch zu jungen Frauen. Selbst auf die Gefahr hin, dass uns diese jungen Frauen widersprechen und dass sie Feministinnen ganz anderer Art sein werden. Ich wünsche mir diese Auseinandersetzung, denn ich betrachte Feminismus nicht als eine immerwährende, substantielle Wesenheit des politischen Lebens. Sondern als Kampfbegriff, der solange Sinn hat, als es eine Front gibt – wenn ich mich hier einmal bellizistisch ausdrücken darf –, die es hoffentlich einmal nicht mehr geben wird. Vorher aber ist Feminismus nötiger denn je. Denn die Front mag sich verändern, aber sie wird nicht schwächer, im Gegenteil. Deshalb müssen wir gerade die Verbindung zu den jungen Frauen herstellen, die mit zwanzig vielleicht denken, sie könnten alles ohne Feminismus jonglieren: den Beruf, die Politik und die patriarchale Kleinfamilie. Wir dürfen das Generationenband nicht abreißen lassen. ●

